
HEISSE OSTERN

©1974, 2003 Jakob Schnur

gesetzt in Palatino mit L^AT_EX
printed in Germany

Vorwort zur ersten Auflage

Heiße Ostern ist ein kein Bericht über ein Wetterphänomen.

Manche erinnern sich noch an die Ereignisse um Ostern 1968.
Andere finden, daß dies lange her ist.

Auch nach mehr als dreißig Jahren ist diese Kurzgeschichte für mich so aktuell wie damals.

Im Frühjahr 2003 — *Jakob Schnur*

Ich erinnere mich mit zwiespältigen Gefühlen an die warmen Tage zu Ostern in jenem Jahr. Nach einer vorzeitig zerbrochenen Beziehung und den gerade gewonnenen ersten Einblicken in die Tücken der Wissenschaften war die Fahrt nach Hause wie eine Flucht erschienen. Wollte ich zurück in ein zweifelhaftes Idyll?

Der April hatte eine Woche zuvor seinem launischen Charakter abgeschworen und der Sonne erlaubt, die seit einigen Tagen über Westeuropa stillstehende Luft merklich zu erwärmen. Erst nach den Feiertagen würde wieder ein schneidend kalter Ostwind einsetzen, in dessen Gefolge Nachfröste in weiten Teilen des Landes die Obstbaumblüte hinwegraffen sollten.

Aber davon ahnte ich am Ostersonntag nichts. Es war heiß - fast unerträglich. Meine Tante hatte meine Mutter und mich zum Mitkommen ins Nachbardorf überredet. Ihr Bruder hatte sie eingeladen, und sie verstand die Einladung so, daß wir *bitteschön* uns anschließen mußten, sonst wäre er beleidigt.

Der Fußweg führt vom Berg hinunter in das Schwalmthal, ist zunächst steil und unwegsam, ja an einigen Stellen nicht ungefährlich, und verläuft auf der anderen Seite des Flusses im Ebenen. Auf dem Weg hinab durch die bewaldete Schlucht betrachtete ich mit mir unbekannter Sehnsucht das frische Grün an den Bäumen und hörte, seltsam unbefangen, den Vögeln zu, die mit ihrem Lärm die Luft zu füllen schienen.

Wir kamen zur Kaffeezeit auf dem Aussiedlerhof der Verwandten meiner Tante an - ein wenig angestaubt und ordentlich durchgeschwitzt. Gesa, die Nichte meiner Tante, zu Besuch aus München gekommen, nahm uns in Empfang. Sie hatte sich seit unserem letzten (zufälligen) Zusammentreffen verändert - ohne daß ich auf Anhieb hätte beschreiben können, was die Veränderung ausmachte - bis auf einige Äußerlichkeiten: sie war hager, eigentlich richtig dünn geworden - und ich nahm ihr die demonstrative, strahlende Fröhlichkeit einfach nicht ab.

Ich hatte keine Gelegenheit, mit ihr zu sprechen, da wir alle gleich an die österliche Kaffeetafel geleitet wurden, an der neben den Eltern von Gesa noch ihr älterer Bruder, dessen schweigsame Frau und seinen beiden Jungen Platz fanden.

Ländliches Kaffeetrinken und Tortenschlingen ist eine tradierte Form des organisierten Familienterrors - und Kinder haben dabei stillzusitzen. Ältere haben bei Tisch das Vorrecht vor Jüngeren beim Reden - und beim Festlegen der Gesprächsthemen. Und worüber bei dieser Gelegenheiten geredet wurde, daß stank mir seit Kindesbeinen: Krankheit, Sterben, Unglücke, Wetter und anderes Ungemach, wie der Zeitgeist, in all seinen dekadenten Erscheinungsformen. Waren die allgemeinen Themen abgearbeitet, begann der Klatsch, wobei niemand abwesendes verschont wurde: Nachbarn, entfernte Verwandte, Bekannte und lokale Größen wurden samt ihrer vermeintlichen oder wirklichen Schandtaten gründlich und ausführlich gewürdigt. Gesa saß gegenüber von mir. Wir beide waren zusammen mit den beiden sieben- und fünfjährigen Knaben am Ende des Tisches ein wenig außerhalb des Zentrums des Tischgesprächs, und nach ein paar Fragen über mein Studium und den üblichen Bemerkungen über meine Haarlänge war ich zufrieden, daß man mich in Ruhe ließ. Gesa war ganz gut damit beschäftigt, ihre beiden Neffen bei Laune zu halten, die trotz strafender Blicke ihrer Mutter immer wieder dazu ansetzten, die Regeln der Erwachsenen - für einen Moment - außer Kraft zu setzen. Hatte Gesa keinen Erfolg mehr mit ihren liebevollen Interventionen, so wurden die Jungen durch Drohungen oder Zurechtweisungen ihrer Mutter oder ihrer Großmutter geduckt. Die beiden Frauen schienen einander aus den Augenwinkeln zu belauern, um der anderen bei sich bietender Gelegenheit zuvorkommen zu können. Vater und Großvater übersahen die Kinder, so als wären sie nicht anwesend.

Ich registrierte die Ereignisse und zog mich in mich zurück - um mich nicht allzusehr darüber zu ärgern, daß ich wider besseres Wissen mitgekommen war. Auch mit Gesas Bruder, der neben mir in unerschütterlicher Ruhe Tortenstücke in sich hineinschob, hatte ich wenig im Sinn. Und ich vermutete, daß er mir aus tiefstem Herzen dankbar war, daß ich ihn nicht beim Essen störte...

Als das Gespräch langsam an Dynamik verlor, verkündete meine Tante, daß sie und meine Mutter „noch eben“ bei den anderen Verwandten im Dorf vorbeischaun wollten - die Familie der jüngeren Schwester meiner Tante erwartete die beiden ebenfalls mit einer üppigen Kaffeetafel, erfuhr ich später - entschied ich mich, einen Einsatz zu wagen: Ich sagte in gesetzten und zugleich launigen Worten, daß ich fände nach dem vorzüglichen Kaffeetrinken müsse man bei dem Wetter einfach spazierengehen, wer wüßte schon, wie lange man noch etwas davon hätte. Während ich diese wohlüberlegte Kurzansprache hielt, sah ich Gesa an, die sich gerade eines koordinierten tätlichen Angriffs ihrer Neffen erwehren mußte, aber sie reagierte nicht.

Es war nach dem Ende meiner Worte einen Moment lang still - die Jungen hatten von Gesa abgesehen und starrten mich mit offenem Mund an - und dann rettete mich meine Mutter: „Dann gehen Martha und ich eben allein zu Müllers und du gehst spazieren. Um halb sieben holst du uns wieder ab!“ Ich stimmte mißmutig zu, da kam mir ein Zufall zur Hilfe. Die Großeltern samt der Enkel wollten meine Tante und meine Mutter bis zum Haus der Müllers begleiten. Da verlangten die Jungen, Gesa solle mitkommen und sie willigte ein. Ich ging dann auch mit, um frohe Ostern zu wünschen, wie ich murmelte.

Auf dem Weg durchs Dorf gingen die Älteren vorneweg und ich konnte, gepufft und gezerzt von den beiden Raufbolden, Gesa aus der Nähe betrachten und mit ihr sprechen. Nun, sie war recht einsilbig - ihre Neffen erhielten erheblich mehr Aufmerksamkeit als ich.

Während wir so durchs Dorf zogen, erinnerte ich mich an frühere Besuche - zu Ostern, zu Weihnachten und bei sonstigen Gelegenheiten hatten wir uns über die Jahre immer nur in größerer Runde gesehen - zu kurz um wirklich etwas voneinander zu erfahren., doch auch zu lange, andererseits, als daß die üblichen Höflichkeitsfloskeln die Zeit hätten füllen können. In meiner Erinnerung hatten diese wenigen Begegnungen Unbehagen hinterlassen, trotzdem konnte dieser immer wieder bestätigte Eindruck von Oberflächlichkeit nicht verhindern, daß ich mich jedesmal darauf freute, Gesa zu sehen. Und war da nicht so ein Rest geblieben von interessanter Spannung, von Unausgesprochenem, etwas zwischen nicht beendeten Sätzen und halb abgewendeten Blicken, etwas das über die Jahre alles mögliche, aber eben auch gar nichts bedeuten mochte?

Bei dieser Gelegenheit tat sie mir einfach leid, weil sie mir so verletzlich, so zerbrechlich erschien, und ich hätte gerne meinen Arm um ihre Schulter gelegt und ihr gesagt, sooo schlimm könne es doch wohl gar nicht sein...

Das war schon ein wenig seltsam, denn sie war ein paar Jahre älter als ich - schließlich ging sie damals schon in den Konfirmandenunterricht, als ich zum Gymnasium wechselte - und ich wußte nichts von ihrem wirklichen Leben. Ihre Vorlieben und Abneigungen, ihre Konflikte, Hoffnungen und Niederlagen kannte ich nicht und eigentlich kenne ich sie bis heute nicht besser als damals.

Sie hatte gegen den Willen ihrer Eltern erst die Handelsschule und dann die Ausbildung auf dem Finanzamt abgebrochen um einen Frisörlehre zu machen, weil ihr das „Spaß“ machte. Nach der Meisterprüfung war sie nach München gegangen, hatte dort zeitweilig einen eigenen Salon gehabt; nachdem sie den aufgegeben hatte, arbeitete sie im Büro eines Scheidungsanwalts („Ich heirate nie, nie!“). Wo sie gerade arbeitet, wußte ich nicht - das Ausbleiben von Fragen dazu am Kaffeetisch, ließ mich meine Neugier während des Spaziergangs zügeln.

Gesa war in meiner Schulzeit meinem Traumbild weiblicher Schönheit recht nahe gekommen. Über die Distanz der Jahre die uns (aus meiner Sicht unüberwindlich) trennten, bewunderte ich sie, zart und schlank, mit langem schwarz getöntem Haar, das sie in immer neue Frisuren legte. Ihre Augen versprühten Lebenslust und echte Freundlichkeit und sie war stets zu kleinen Neckereien und phantasievollen Scherzen aufgelegt und ihr helles, angenehmes Lachen stecke einfach an.

Ihre unerwartete Melancholie, ihre Durchsichtigkeit und Zerbrechlichkeit berührte mich daher mehr, als mich eine solche Veränderung bei einem andere Menschen getroffen hätte. Während ich über ihre Verwandlung nachsann, hatte sie die beiden Jungen zur Großmutter geschickt, bei der sie sich an die Rockschösse hingegen, bis der Großvater, ein wortkarger, kräftiger alter Bauer, sie an seine Hände nahm.

Gesa fing an, mich über meine Studium und meine Zeit in Hannover auszufragen und ich spürte, daß sie nicht aus Höflichkeit fragte. Das gab mir den Mut, zu fragen, ob sie Lust hätte, mit mir spazieren zu gehen. Sie stimmte zu, schlug jedoch vor, die beiden Jungen mitzunehmen. Aber ehe ich mich - der Kinderfeind - über die unerwartete Wendung ärgern konnte, war diese Gefahr gebannt: die Jungen wollten eine Sendung im Fernsehen nicht verpassen; sie waren nicht mal besonders traurig, daß „Tante Gesa“ nicht mitgucken würde.

Da man bei einer bestimmten Sorte Verwandten wohl leicht ins Haus, aber kaum wieder heraus kommt, sagte ich vor dem Haus der Müllers einfach, es genüge ja wohl, wenn Gesa und ich um „halb sieben“ zum Abholen vorbei kämen - und dann schlugen wir uns in die Büsche.

Es war immer noch recht warm, als wir auf einem Feldweg das Dorf verließen. „Wir haben zwei Stunden...“ sagte ich, und begann Anekdoten aus dem Unibetrieb zu besten zu geben - und konnte meinen Redefluß gerade noch stoppen, ehe ich sie totgeredet hatte. Wir gingen, ohne über Ziel oder Weg gesprochen hatten, schweigend weiter in Richtung Fluß. Wir gingen langsam, machten uns auf markante Stellen der in der vollen Nachmittagssonne stehenden bewaldeten Hügel jenseits der Schwalm aufmerksam, pflückten Gänseblümchen, die wir einander in die Knopflocher von Hemd bzw. Bluse steckten. Ich ließ Gesa Zeit und Raum, in der Hoffnung, daß sie von sich aus anfangen zu erzählen, was ihr so deutlich erkennbar auf das Gemüt drückte. Doch sie erzählte nichts über die Gründe ihrer Traurigkeit und ich scheute mich wieder, sie zu fragen - genoß die leichte und sanfte Stimmung des Augenblicks, hatte Angst sie zu gefährden.

Wir kamen an die Brücke, blieben stehen, lehnten uns gegen das Holzgeländer. Ich schaute gegen die Sonne zurück zum weit entfernten Dorf, daß dunstig verschleiert in der Ebene lag, blinzelte und mußte mehrfach niesen. Gesa hatte begonnen, mit gesenktem Kopf, ganz in Gedanken versunken, ihrem Gänseblümchen ein Blatt nach dem anderen Blatt auszureißen. Die weißen Blätter fielen einzeln in das schnell unter Brücke hindurchschießende Wasser. Als sie ihre Blüte vollends zerstückelt und auch den Stil ins Wasser hatte fallen lassen, hielt ich ihr meine Blüte hin. Wie aus einem Traum erschreckt aufblickend sagte sie „Entschuldige!“ und spielte mit meiner verwelkten Blüte, nachdem wir die Brücke hinter uns gelassen hatten und zwischen Waldrand und Ufer weitergingen.

Die Ufer des Flusses werden von verkrüppelten Weiden eingefast, deren Äste ins ruhig fließende Wasser hängen. Der Weg - an dieser Stelle zum Trampelpfad mutiert - wand sich zwischen Brombeersträuchern, verdorrten Farnen und Brennesselstauden einerseits und dem steil ansteigenden bewaldeten Hang andererseits nach Südosten.

Wir waren ganz allein beieinander - hatte ich nicht seit Stunden, nein seit Jahren, davon geträumt? Aber hier, in der Stille der Flußniederung, der ich nichts entgegensetzen oder hinzuzufügen hatte, verwandelte sich der Traum in einen Alptraum, nur ab und zu unterbrochen vom schläfrigen Glucksen des fließenden Wassers. Da nützte mir das eifrige Singen und Streiten der Vögel rein gar nichts, und das Glitzern der tiefergesunkenden Sonne auf dem wie eingefrorenen Fluß nahm mir nicht meine hilf- und mutlose, meine stumme Beklommenheit. Die Zeit schien gleichzeitig stillzustehen - und viel zu schnell zu vergehen. So gingen wir, langsam schlendernd, mit Pausen und Schlenkern. Manchmal zeigte ich Gesa einen Blüte oder einen Vogel - und die größte Sensation war eine Hase, der einige Schritte vor uns aus dem Gras aufsprang und wegrannte. Gesa rannte hinter ihm her, klatschte in die Hände und lachte und ich lief hinterher, lachte mit, als wollten wir nicht den Hasen, sondern Stille und Beklommenheit vertreiben.

Der Wald kam dichter heran ans Ufer und der Weg führte zwischen Fichten und Kiefern hindurch, um sich dahinter zu einer Wiese hin zu öffnen, die sich wie ein Flickenteppich rot, grün, gelb und weiß mit blauen Tupfern darin auf uns zubewegte. Im Halbschatten der Bäume blieben wir unwillkürlich stehen - am Ende der Wiese war eine Holzbrücke über die Schwalm und jenseits davon der Weg zurück ins Dorf. Wir dachten das selbe, denn Gesa fragte: „Und jetzt?“

Ich zögerte, eine, vielleicht zwei Sekunden, dann faßte ich ihre Hand und zog sie, immer schneller laufend, mit mir fort. „Komm!“ rief ich „Komm schon, komm mit!“ Wir lachten. Sie ließ sich ziehen, rannte willig mit. Wir tobten am Waldrand entlang, sie fragte, immer noch lachend, wo ich den bloß hin wolle...

Nach hunder Metern Laufen und Lachen waren wir an einem großen Brennesselhaufen angekommen, hinter der die alte Holzfällerschneise steil den Berg hinauf führte. „Da!“ rief ich und erhöhte das Tempo. Wir kletterten keuchend und schnaufend - manchmal rutsche einer von uns auf dem üppigen Moos weg und mußte gehalten werden. Wir krochen über moosumkränzte glatte Steinbrocken, traversierten über laubgefüllte Vertiefungen und zogen uns schließlich an den Zweigen der Fichten am Rand der Schneise bergan. Wir hatten kaum hundert Meter die Schneise hinauf geschafft, als Gesa streikte. Sie hielt meine Hand ganz fest und zog mich, vorsichtig an der Schräge entlang balancierend zu einem Baum hinüber. Sie lehnte sich an den Stamm, meine Hand immer noch festhaltend und bat um mein Taschentuch. Uns war der Schweiß ausgebrochen und wir atmeten heftig. Ich meinte zu spüren, daß etwas passierte, daß die unsichtbare Mauer zwischen uns zerbröselte. Sie schloß die Augen vor der Sonne, zog mich zu sich heran - wir küßten uns. Nach der ersten, sehr zarten Berührung unserer Lippen, legte sie ihren zweiten Arm um mich und legte richtig los. Dabei wären wir fast ausgeglichen und den Abhang hinuntergerollt...

Oh ja, nachdem wir wieder einen sichere Position eingenommen hatten, küßten und drückten wir uns, ohne ein Wort zu verlieren. Und doch hätte ich eigentlich etwas sagen müssen. Ich staunte und war unendlich erleichtert, aber immer noch stumm. In diesen Minuten veränderte sich alles, meine Wahrnehmung von Gesa - sie kam mir nun weder zerbrechlich noch traurig vor - mein Gefühl für die Welt, und nicht zuletzt verschwand mein Bedürfnis, Fragen zu stellen.

Sie hatte feuchte, unglaublich intensive Augen, als wir uns voneinander lösten und ins Moos setzten. „Willst du das, wirklich?“ flüsterte sie, und ich knöpfte ihr die Bluse auf und schob meine Fingerspitzen unter ihren BH. Aus unseren Kleidern bauten wir uns ein Lager in der Mulde im Moos, die beim Roden einer Baumwurzel entstanden war, und sie legte sich auf mich, weil sie nicht auf den „kalten Boden“ wollte.

Wenn ich es richtig in Erinnerung habe, waren wir beide hastig und unsicher und ich kämpfte gegen meine Angst, entdeckt zu werden. Irgendwie ging alles zu schnell, ich kam zu früh und sie schien mir traurig und enttäuscht zu sein, als wir uns voneinander lösten. Zärtlich und abwesend war ihr Gesichtsausdruck und ich küßte sie langsam, nach und nach am ganzen Körper, um ihr nicht in die Augen zu sehen.

Sie war schön, bei aller Magerheit, auch wenn ich ihre Rippen mit den Fingern verfolgen konnte („Laß das!“ verlangte sie, jede Berührung schien ihr nun unangenehm zu sein). Wir waren geschwitzigt, Wind kam auf und trug ferne Geräusche zu uns herüber - schnell zogen wir uns an, die Blicke voneinander abgewendet. Auf dem Weg die Schneise hinter, hielten wir einander an der Hand und küßten uns einige Male - eher flüchtig.

Gesa war verschlossen und mit sich beschäftigt, sie reagierte nicht darauf, daß ich ihre Fingerkuppen streichelte und drückte meine Hand einmal kurz und kräftig ehe sie sie - demonstrativ - loslies, kurz bevor wir die Brücke erreichten. Auf der Brücke blieb sie stehen, dreht sich zu mir und fragte: „Hast du Angst davor nachts durch den Wald zu gehen?“. Ich antwortete mit gespielter Kinderstimme: „Jaaa - sehr große sogar...“ - „Tja, da kann man wohl nichts machen!“ Sie lächelte schelmisch und machte sich auf den Weg zurück ins Dorf. Ich folgte ihr und holte sie gerade ein, als sie anfang die Melodie „Dat Du min Leevsten büst“ zu summen, lächelte mich strahlend an als ich mitsummte und bei der Stelle „Vadder slaapt, Modder slaapt, ick slaapt alleen...“ umarmten wir uns. Zwischen kurzen, heftigen Küssen brachte sie ihren Plan heraus: ich sollte abends - nach elf - an ihr Fenster im Souterrain ihres Elternhauses klopfen. Nun, nicht aus Angst vor dem dunklen Wald sondern aus reiner Faulheit, beschloß ich mit dem Fahrrad zu kommen. Wir drückten uns, nun fast in Sichtweite des Dorfes, noch einige Male fest aneinander und gingen mit verschwörerischen Grimassen und geheimnistuerischen Mienen zurück zu den Verwandten ins Dorf.

In der dunklen Diele des Fachwerkhauses des Müllers, kurz bevor jemand die Tür der Wohnstube aufriß, bekam ich einen warmen, vielversprechenden Abschiedskuß.

Ich war früh zu Bett gegangen, hatte aber vorher alles vorbereitet. Gegen elf schlich ich in die Scheune, zog mich warm an - vergaß auch meine Taschenlampe nicht - und bestieg das Fahrrad. Es war vollständig dunkel auf der Landstraße (der Mond sollte erst nach Mitternacht aufgehen) als ich abwechselnd pfeifend und „Dat Du min Leevsten büst“ summend davonradelte. Eine halbe Stunde später als verabredet klopfte ich an das Fenster von Gesa - das Fahrrad hatte ich in sicherer Entfernung in einer Hecke versteckt. Sie öffnete mit einem Zeigefinger auf den Lippen. Ich sollte leise sein, denn es war noch Leben im Haus.

Ich betrachte sie und ihr Zimmer: sie trug nicht mehr Jeans und Bluse sonder eine Art durchsichtiges, langes Nachthemd, das wohl zu Unrecht „Neglige“ genannt wird. Ihr Haar fiel offen über ihre Schultern und sie lächelte mich mit ihrer speziellen Verschwörermiene an. Ich war mehr als befangen - bei Kerzenlicht von ihr in die Arme genommen zu werden, sie ganz sacht beim Klang leiser, zärtlicher Streichermusik zu berühren, ganz kurz nachdem ich wie ein Dieb durch ihr Schlafzimmerfenster geklettert war, das war Grund genug für ein solides Herzklopfen. Gesa ließ mir keine Zeit, mich mit meiner Verwirrung zu beschäftigen. Sie begann mich auszuziehen und ich half ihr nach kurzem Zögern bei dieser schwierigen Aufgabe...

Kaum lagen wir in ihrem recht schmalen und leider auch sehr harten Bett, und hatten angefangen einander zu erkunden und zu streicheln, da hörten wir schwerfällig Schritte die Kellertreppe herunterpoltern und Gesa konnte mich nur mit dem Hinweis, daß ihr Zimmer abgeschlossen sei, vor einem Panikanfall bewahren. Erst nach mehreren Minuten Aufenthalt im Nebenraum verzog sich der Kellergeist unter kräftigem Lärmen wieder nach oben.

Meine Erinnerung an unsere zweite intime Begegnung ist seltsam verschwommen und ich vermag kaum in Worte zu fassen, was ich damals empfand. Ich war sehr erregt und wollte „es“ richtig machen. Nach einer sanften Phase zu Beginn überwältigte mich ein ansteigendes Gefühl, so als ob ich innerlich anfangen zu brennen, zu schmelzen. Ich spürte wie mir jedes Gefühl von Raum, Zeit und Schwerkraft abhanden kam und als der Höhepunkt abebbte, merkte ich, daß ich Gesa ein zweites Mal im Stich gelassen hatte.

Von Schuldgefühl getrieben, begann ich, sie mit Zunge und Fingerspitze streichelnd, etwas was ich für „Wiedergutmachung“ hielt, sie aber nur zu einem barschen „Ach geh!“ veranlaßte. Sie schob und drehte mich auf den Rücken, legte sich halb auf mich, um sich an meinen Oberschenkel zu pressen, und begann sich mit langsamen, rhythmischen Bewegungen selbst das zu holen, was ich ihr vorenthalten hatte. Während sie ekstatischer atmete, streichelte ich sie und lutsche ihre Brustwarzen, bis sie heftig und fast gewalttätig zuckte und schließlich mit einer Reihe von langen, tief aus ihrem Bauch kommenden Seufzern sich hoch aufrichtete, um dann ganz langsam mit einem wunderbaren Lächeln auf mich niederzusinken und mich sehr zärtlich zu umarmen. Sie blieb lange tief atmend und etwas geschwitzt auf mir liegen und rührte sich nicht.

Gesa erzählte mir, bei gelöschten Kerzen an mich geschmiegt, daß sie mich schon seit Jahren auf ihrer „geheimen Abschußliste“ gehabt habe - und legte den Zeigefinger auf meine Lippen, als ich fragte, wer denn sonst noch „da“ drauf stünde. Tja, im Gegensatz zu heute war ich mir damals wirklich nicht sicher, wer eigentlich wen verführt hatte.

Wir haben einander Albernheiten zugeflüstert, uns immer wieder gestreichelt und sanft oder auch recht leidenschaftlich geküßt, uns aneinandergedrückt bis das Mondlicht durch den Vorhang schien, ehe wir endlich einschliefen. Gesas Reisewecker war auf halb sechs gestellt.

Als ich wach wurde, war es erst fünf. Gesa hatte mich gekitzelt und flüsterte jetzt: „Du kannst noch eine Stunde bei mir bleiben!“ und als sie anfang, mich wachzuküssen, bekam ich eine erste Ahnung davon, was sie in der Stunde mit mir vorhatte. Ich war noch eingesponnen in meiner Schläfrigkeit und doch sehr empfänglich für ihre Zärtlichkeit, ihre Berührungen, und ließ mich zu allem verführen, was sie von mir wollte, vertraute mich ihr ganz an und wurde belohnt. Wir erreichten ein zeitloses Hochplateau voller Lust und innerer Rührung füreinander, daß ich Tränen in meinen Augen spürte. Und als sie sich schließlich aufbäumte und stöhnte und heftiger und heftiger wurde, ging ich einfach mit - war mehr bei ihr, als bei mir und danach unglaublich zufrieden.

Gesa wollte meine Adresse nicht. Sie käme schließlich genausowenig nach Hannover, wie ich nach München. Und es sei ziemlich fad sich Briefe zu schreiben - nach so einem Erlebnis! Sie biß mich katzenhaft in die Nase.

Während ich aus dem Fenster stieg, in den kalten Morgennebel hinein, über dem sich die ersten Sonnenstrahlen auf ihren Kampf gegen die feuchte Kälte bereitmachten, und der abnehmende Mond als verblassende Sichel am westlichen Himmel schwebte, hielt sie meine Hand, lies mich erst nicht los, griff dann noch einmal nach mir, küßte mich voller Verzweiflung und schloß dann abrupt das Fenster hinter mir, während ich mich geduckt im Schutz des Nebels in die Büsche schlug. Vom etwas abseits stehenden Stall her hörte ich das tiefe Summen der Melkmaschine und dazu das hungrige Blöken der Jungtiere.

Ich erreichte mein kaltes, vom Nebel benetztes Fahrrad, drehte mich um und sah das Haus nur noch als einen Umriß. Es war sicher meine übersteigerte Fantasie, die mir einredete, daß der verwaschene Fleck, der Gesas Fenster sein mochte, blinkte, und daß das Signal kurz-kurz-kurz, lang-lang-lang, kurz-kurz-kurz war.

Als ich Pfingsten wieder bei meiner Mutter zu Besuch war hörte ich in einem Nebensatz, daß Gesa geheiratet hätte. Ein gutsituierter Bankkaufmann von Ende Dreißig - eine gute Partie. Ja, so sagte es meine Tante. Und: sie hätte wohl heiraten müssen...

Wie ich aus den Briefen meiner Mutter erfuhr gebar Gesa im Januar des folgenden Jahres ihren ersten Sohn dem Jahre später noch Zwillinge, zwei Mädchen, folgen sollten. Erst fünf Jahre danach sah ich sie wieder.

Obwohl ich eigentlich mit meiner damaligen Freundin in den Alpen hatte Urlaub machen wollen (ein vermutlich aussichtsloser Versuch, die kriselnde Beziehung zu retten), hatte ich mich breitschlagen lassen, meiner Mutter zuliebe, die ihre Kreislaufprobleme immer in den Sommermonaten kultivierte, im Heimatdorf Urlaub zu machen. Es lief darauf hinaus, daß ich Haus und Garten in Ordnung brachte und abends über meinen gescheiterten Lebensentwurf meditierte. Während dieser längsten drei Wochen meines Lebens, starb unerwartet und plötzlich Gesas Vater nach einem Herzinfarkt.

Es war einen besondere Beerdigung, Der Vater von Gesa war lange Jahre Bürgermeister seines Dorfes gewesen, und so waren alle gekommen, die Einwohner, die Honoratioren aus den Nachbardörfern, Vertreter der Bürokratie, der Kirche und die Blaskapelle der freiwilligen Feuerwehr. Der Kirchenchor sang auch und der Pfarrer, offensichtlich angeschickert, erzählte ziemlich zusammenhangloses Zeug.

Im Zentrum der Versammlung um das offene Grab auf dem Friedhof dann die große Familie des Verstorbenen, Kinder Enkel, Geschwister etc etc. Und da stand auch Gesa - besser gesagt „Frau Huber“. Sie wirkte in den Trauerkleidern seltsam aufgedunsen - besser gesagt „rundlich“ - und unübersehbar gutbürgerlich mit ihrem Doppelkinn. Ein Stich ging mir durchs Herz, als ich sie so sah und ich biß mir auf die Lippen. Neben ihr, „Herr Huber“, ein süddeutscher Kraftprotz, blond mit Stirnglatze, deplaziert im Einreihler, die Lederhose hätte ihm einfach besser gestanden! Zwischen den beiden, ihr Ältester, blond wie der Vater, aber im Gesicht der Mutter unglaublich ähnlich.

Beim Trauerkaffee in der Dorfgaststube konnten wir ein paar Worte wechseln. Nach einigen verklemmten Phrasen meinerseits über den Dahingeshiedenen (gutgemeint, aber irgendwie nicht echt), kamen wir auf ihre Kinder zu sprechen. Oh, sie seien alle kerngesund - nur der „Bub“ (hatte sie die bayrische Sprache mitgeheiratet??), der müsse jetzt eine Brille tragen. Sie trat versonnen lächelnd an mich heran - und dann sagte sie mit einem Blick, der mich mühelos aufspießte und durchbohrte: „Er hat, wie du sicher schon gesehen hast, genau den Augenfehler, den du auch hast...“ Und mit diesen Worten drehte sie sich um, und entschwebte, entglitt mir mit einer nicht zu ertragenden Endgültigkeit, ohne sich um meine fassungslose Verwirrung zu kümmern.

